

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuele.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nummer 32

Sonntag, den 9. August 1914

32. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 9. August. Romanus
Montag, 10. August. Laurent.
Dienstag, 11. August. Eufanna
Mittwoch, 12. August. Klara

Donnerstag, 13. August. Cassianus
Freitag, 14. August. Eusebius
Samstag, 15. August. Maria Him.

Zehnter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des H. Lukas 18, 9—14 (Der Pharisäer und der Zöllner).

In jener Zeit sprach Jesus zu einigen, die sich selbst zutrauten, daß sie gerecht seien, und die übrigen verachteten, dieses Gleichnis: Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten; der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stellte sich hin und betete bei sich selbst also: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Räuber, Ungerechten, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten, von allem, was ich besitze. Der Zöllner aber stand von ferne und wollte nicht einmal die Augen zum Himmel erheben, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig! Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause, jener nicht; denn ein jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.

*

„Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten.“ — Nicht zwei Menschen, nicht zwei Völker, nein, ganz Europa mag jetzt wohl den Weg zum Tempel finden, mag nun die Hände zum Gebet erheben. Not lehrt ja beten, und schwere Zeiten sind für uns angebrochen. Die entsetzteste Kriegsfurie braust durch die Lande, schließt Werkstatte und Geschäft und öffnet unzählige Türen dem mit knöchernem Finger pochen- den Elend. Krieg! Noch wissen wir nicht ganz, was dies unheilvolle Wort bedeutet, und haben doch schon so viel Jammer und Kummer geschaut und erlebt. Trotz aller Begeisterung folgten die Männer schweren Herzens, mit ersten Mienen dem Königsruf zu den Fahnen, denn sie ließen zurück ihr Heim und ihr Glück. Sie wußten genau, daß man dort harret mit rotgeweineten, brennenden Augen, mit sorgenschweren Gedanken, harret ihrer glücklichen Rückkehr. Ob es sich erfüllen wird, ob es nicht ein Sehnsuchts- traum bleiben soll? Und selbst der Jungmannschaft heiterer Sinn ist verschwunden; vergessen sind die munteren, manchmal auch nicht einwandfreien Lieder, jeder hängt seinen Gedanken nach, und die sind ernst. Zum erstenmale vielleicht verstehen sie nun den Vers aus „Reiters Morgengesang“:

„Ach wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!
Lust du stolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen?
Ach, die Rosen welken all!“

Für manchen hat der Dichter schon den Vers gesungen:

„Die bange Nacht ist nun herum,
Wir reiten still, wir reiten stumm,
Und reiten ins Verderben.“

Gewiß, das Wort Voltaires ist unvale: „Alle vereinigten Laster aller Zeiten und Länder werden nicht dem Unheil gleichkommen, welches ein einziger Krieg verursacht“, aber es lastet doch ein Alp auf den Völkern, so schwer, wie vielleicht nie mehr seit den Tagen, da die Sonnen als Bluthunde und als Gottesgeißel zugleich Europa heimsuchten. Und wir sind besonders hart betroffen; denn, wohin wir schauen, fast nichts als in Waffen starrende Feinde, Feinde, die in der Art der Kriegsführung hinter den tödlichen Buschleppern nicht zurückstehen zu wollen scheinen. Wohl lag in der Luft, wohl war es für jeden Einsichtigen klar, daß die unter den Nationen herrschende Mißgunst eines Tages mit elementarer Gewalt einem zerstörenden Gleichbach gleich zum Durchbruch kommen müsse, aber welcher Bessimist hätte an einen solchen Kampf aller gegen alle gedacht! Wohl mag unser Volk materiell gerüstet sein, aber was will das heißen, wo wir sprechen müssen: „Mehr denn meines Hauptes Haare sind, die mich hassen ohne Ursache“ (Ps. 68, 5); wenn unsere Gegner schon vor vielen Jahrhunderten beim Psalmisten (7, 10 f) ihre Charakteristik finden: „Meine Feinde sprechen von mir, und die auf mein Leben lauern, halten Rat zusammen, sprechend: Gott hat ihn verlassen! Verfolgt und ergreift ihn, denn keiner ist, der hilft!“ Ja, mit Sirach (51, 10) müssen wir seufzen: „Ich bin umzingelt von Nachbarn, wie ein Löwe von umhergehenden Hunden.“

Bei Menschen finden wir keine Hilfe, aber wir brauchen sie auch nicht; hat doch der Herr bei Jer. 17, 5 gesprochen: „Verflucht sei der Mensch, der sein Vertrauen auf Menschen setzt und Fleisch zu seiner Stärke wählt, dessen Herz sich aber von Gott abwendet.“ In der höchsten Not wendet der Mensch unwillkürlich den Blick nach oben, und deshalb rührte unser Kaiser mächtig an die Saiten unseres Herzens, da er seine Ansprache nach dem Ausbruch des Krieges mit den Worten schloß: „Nun empfehle ich euch Gott. Jetzt geht in die Kirche, kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer!“

Seit der entscheidenden Schicksalsstunde hat das Gebet wieder eine Heimstätte in manchem Hause gefunden, das seither nicht Raum noch Zeit für es hatte. Auch ein Väterheer ist nun zu den Fahnen gerufen, und seine Aufgabe ist wahrlich nicht geringer als die des Kämpferheeres. Ungesehen von den Menschen, gesehen aber von Gott ziehen sie miteinander aus; es verbindet sich das Gebet des zitternden Mütterleins mit den Heldentaten des ausgerüsteten Sohnes, der Segen der Kirche begleitet die Krieger, in jeder hl. Messe wird ihrer gedacht, ihre Diener senden sie mit, nicht nur, um die Sterbenden vorzubereiten auf einen guten Tod, sondern auch, um den Segen des Himmels auf die Waffen herabzurufen, damit wieder in Erfüllung gehe (Jes. 23, 10): „Einer von euch wird tausend Feinde jagen, weil der Herr, euer Gott, selbst für euch streiten wird.“

Wird es sich für uns erfüllen? Es liegt nicht zuletzt an uns. Das Evangelium gibt uns da einen bedeutsamen Fingerzeig. Zwei beteten, aber nur von einem wird gesagt, daß ihm Erhörung wird. — Alle kriegsführenden Völker rufen jetzt zu Gott, nur einer Partei kann der Sieg werden. Welche wird es sein? Jede erhofft ihn für sich, nur eine kann ihn erringen, die nämlich, welche gleich dem Zöllner fleht. Das haben alle einsichtigen Katholiken bedacht und den ungewissen Gang nicht angetreten ohne Beicht und hl. Kommunion. „Herr, sei mir armen Sünder gnädig“ — kam es da von Lippen, die sich dessen längst entvöhnt hatten, in manch zerrüttete Seele ward wieder Ordnung gebracht, und die Gnadenfontäne rief aus dem Schutte Tugendblumen hervor. Man brauchte sie, denn das rauhe Kriegshandwerk wird sie nicht leicht erzeugen. Wohl werden die Schrecken des Krieges auch noch manchen Hartgesotteneren zur Besinnung bringen, aber Rossegger hat doch auch nicht so unrecht, wenn er meint: „Wenn der Krieg der Vater großer Tugenden wäre, so müßten die Menschen von lauter Morden und Brennen schon Heilige oder Götter sein.“ Der Umgang mit zweifelhaften und abenteuerlichen Elementen kann einen Einfluß ausüben, der auch durch die stete Todesgefahr — an die man sich ja allmählich gewöhnen kann — nicht abgeschwächt wird; die verrohenende Kraft des Krieges mag auch in dem Besseren die Versuchung zu Gewalttätigkeiten an Wehrlosen, zum Bergreifen an fremdem Hab und Gut, zu Verbrechen erregen, die man sonst weit von sich gewiesen hätte. Da ist es nicht überflüssig, wenn die besorgte Mutter dem Sohne den Rosenkranz in die Tasche gesteckt hat, wenn sie in Briefen ihre gütigen Mahnungen verdoppelt; ist es nicht unnötig, daß der Soldat im Feld sich besonders morgens und abends nicht nur dem Schutze des Himmels gegen leibliche Gefahren empfiehlt, sondern auch demütig bittet: „Herr, sei mir Sünder gnädig, damit ich, wenn die feindlichen Kugeln mich verschonen, nicht schlechter heimkehre, als ich ausgezogen bin, sondern die Mahnung der hl. Schrift befolge (5. Mos. 23, 9): „Wenn du ausziehst, wider deine Feinde zu streiten, so hüte dich vor allem Bösen, tue niemand Gewalt noch Unbill an!“ (Luc. 3, 14). So werden sie den Makkabäern gleich, von denen es heißt: „Judas und die Seinigen riefen Gott an und kämpften betend. Mit der Hand sochten sie und im Herzen beteten sie zu dem Herrn.“ Wahrlich, wenn je, so tut dies jetzt not. Am Samstag wurde die Mobilmachung bekannt, und am Sonntag vernahmen wir im Evangelium die Weissagung Jesu für Jerusalem: „Es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde dich mit einem Walle umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten bedrängen werden. Sie werden dich ... zu Boden schmettern und in dir keinen Stein auf dem anderen lassen.“ — Wen hätte es bei diesem merkwürdigen Zusammentreffen dieses Evangeliums mit diesen Tagen nicht kalt überlaufen? Schien es nicht fast, als ob sich die Prophezeiung nun zum zweitenmale erfüllen sollte? Und wenn, an welchem Volke? Die Vorbereitungen des Unterganges sehen wir ungefähr gegen jede europäische Großmacht getroffen. Welche wird nun zu Boden geschmettert und aus den Fugen gerissen werden? Bange Frage, die kein Sterblicher be-

antworten kann. Aber hat nicht der Heiland selbst Jerusalems Untergang als eine Strafe bezeichnet dafür, daß es die Zeit seiner Heimsuchung nicht erkannt habe? Das Volk also wird zu Boden gerungen werden, von dem auch jetzt noch gelten mußte: „Nun aber ist es vor deinen Augen verborgen.“ Sind wir etwa dieses Volk? — Aber nein, wir erkennen ja, daß Gott uns heimsucht, darum stehen wir inniger als sonst: „Von Pest, Hunger und Krieg erlöse uns, o Herr!“ Wir rühmen uns nicht, wie der Pharisäer, besser gewesen zu sein, als alle anderen, sondern gestehen uns selbst in diesen Zeiten der ernsten Einsicht: „Ach, ich habe Gott verlassen!“ Wir wissen und beklagen, daß Gott in den Tagen des Friedens nicht die Stelle in unserem Leben, privaten und öffentlichen, einnahm, die ihm gehörte, schlagen mit dem reumütigen Böllner an unsere Brust und flehen: „Herr, sei mir Sünder gnädig.“ Und da wir leichtere Pflichten nicht erfüllt, unterziehen wir uns freudig jener schweren, selber auszuüben oder unsere Lieben auszuüben auf die blutige Wahlstatt für die hohen Ideale. Und, so hoffen wir, wird der barmherzige Gott uns gnädig, wird er mit uns sein. Denn schon dem Tobias (12, 12) ließ er durch den Engel versichern: „Als du unter Tränen betest . . . brachte ich dein Gebet vor den Herrn“, und in den Psalmen (49, 15) ermuntert er uns: „Rufe zu mir am Tage der Trübsal, so will ich dich erretten.“ Darum

„Vater, du führe mich!
Führ mich zum Siege, führ mich zum Tode;
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willst, so führe mich!
Gott, ich erkenne dich!“
„Vater, ich preise dich!
Es ist ja kein Kampf um die Güter der Erde;
Heiligstes schützen wir mit dem Schwerte;
Fallend und siegend preis ich dich.
Gott, dir ergeb' ich mich!“

P.

Das Gebet der christlichen Familie

Neulich habe ich einmal auseinandergesetzt, christliche Mutter, daß du Priesterin bist in der Familie, daß du vom Herrgott selbst dazu berufen bist und ausgestattet durch die Anlagen deiner Natur. Das ist ein gar großes, heiliges Amt, dieses Priesteramt, das du vom Schöpfer empfangen hast.

Wie willst du nun dieses Priesteramt verwalten, gut oder schlecht? Natürlich gut, nicht wahr! Aber je höher ein Amt ist und je verantwortungsvoller, desto größer ist auch die Gefahr, daß man es schlecht verwaltet; desto mehr Kenntnis und ernster Wille gehört dazu, es gut zu verwalten. Darum gibt's leider Gottes hier und da auch schlechte Priester, weil ihnen entweder die nötige Kenntnis mangelt für ihr hohes Amt oder der nötige, ernste, gute Wille.

Gibt's auch wohl schlechte Priesterinnen in der Familie? Ach, wir wollen keine Steine werfen auf jene, welche ihre priesterlichen Aufgaben nicht verstehen, denen es an den Kenntnissen dazu fehlt. Und wo das Verstehen fehlt, da kommt's gar leicht, daß auch der beste gute Wille erlahmt, und daß es dann nichts ist mit dem Priestertum. Wir wollen nicht richten, sondern heilen, uns gegenseitig helfen, daß wir unsere priesterlichen Aufgaben immer besser verstehen und immer treuer erfüllen. Auch solltest die christlichen Mütter sich gegenseitig helfen, schon einmal öfter über die Erziehungsfragen und andere Fragen und Sorgen miteinander sprechen; die ältere, erfahrene sollte der jüngeren mit rechter Liebe an die Hand gehen. Das wäre besser, als daß sie, leider gar so oft, Sitten- und Splitterrichterinnen spielen.

Nun will ich heute plaudern über eine Hauptfrage deines priesterlichen Berufs, nämlich über das Familiengebet. Ach, ihr christlichen Mütter, so gar wichtig ist's für unsere Zeit, das Familiengebet. Schaut, da geht die Familie auseinander, der eine geht um die Stunde aus dem Hause, der andere um jene, der eine kommt mittags noch nach Hause, der andere nicht, der eine macht abends noch einen Spaziergang, der andere hat im Verein zu tun, das Mädchen geht noch einmal hinüber zur guten Freundin; und es ist kein äußerer Zusammenhalt mehr da zwischen Vater und Mutter, zwischen Eltern und Kindern. Wo sie sich nun auch im Herrgott nicht mehr zusammenfinden, daß die Gedanken einmal hinausgehen über das, was bloß den einzelnen bewegt und angeht, und die Herzen nicht zusammenfliegen in der Andacht, da ist jede Verbindung in der Familie schier durchschnitten, da müssen sich die Glieder fremd werden und schließlich ganz auseinandergehen.

Wo sie aber noch gemeinsam beten in der Familie, wenigstens einmal im Tage, da wissen sie sich wenigstens geistig eins, wenigstens verbunden in Gott dem Herrn, da ist wenigstens für die Zeit des Gebets der Geist Christi, der Geist der Eintracht und Liebe, in ihnen lebendig; da bleibt der Familie wenigstens noch die religiöse Weihe und Kraft bewahrt.

Aber wie machen wir es denn, das Familiengebet? Du, Priesterin des christlichen Hauses, wie fängst du es an, daß der Geist des Gebetes lebendig bleibt oder wiederum lebendig wird in deiner Familie?

Ich meine, an einer Zeit des Tages sind sie doch alle wohl noch zusammen, das ist des Abends nach dem Abendbrot. Wenn also da eine kleine Familienandacht eingelegt würde, kurz und kräftig und herzlich — hinterher gehen die Großen nochmal aus, die Kleinen gehen zur Ruhe, und die nimmermüden Hände der Mutter machen noch allerhand für den folgenden Tag zurecht, sticken, stopfen, lesen Gemüse und dergleichen. Aber gebetet haben sie dann wenigstens einmal im Tag gemeinsam, sich im Herrgott wiedergefunden, und das wäre für die Familie ein ganz großer geistiger Gewinn.

Und ein wenig feierlich sollte sein dieses Familiengebet. Da müßte alle andere Arbeit ruhen. Ich will ja nichts dagegen sagen, daß man auch unter der Arbeit ein geistlich Lied singt oder sich mit Gott beschäftigt, und besser ist's schon, sie beten bei der Arbeit den Rosenkranz, als daß sie schlechtes Zeug sprechen oder sich zanken oder den Nächsten verlästern. Aber beim gemeinsamen Familiengebet — da sollte die Zeitung nicht dabei sein, da sollten keine Bohnen oder Erbsen entschotet, keine Kartoffeln geschält, keine Strümpfe gestopft, keine Kleider geflickt werden; da sollten sie mit Gott sprechen und sonst nichts. Bist du noch eine junge Mutter, so führe es ein von vornherein in deiner Familie, daß ihr auf den Knien das Familiengebet verrichtet; besprich es einmal mit deinem Manne schlicht und einfach; eine Quissel, eine Bettsweste brauchst du darum noch lange nicht zu sein, und in den besten Familien, weißt du, da, wo noch so recht gesunde, ernste Kultur daheim ist, da ist's so, daß sie auf den Knien beten. Später, wenn die Kinder heranwachsen, ist es schon schwerer, es einzuführen; aber unmöglich ist es da auch nicht, und sie gewöhnen sich leichter daran, als du denken magst. Ich weiß das aus Erfahrung.

Auch nicht zu lang sollte das Familiengebet sein. Schau an, das ist es, was für viele das Familiengebet zur Last macht statt zur Lust, daß es zu lang ist und zu kraus, nicht schön, nicht einheitlich genug. Da hat sich in manchen Familien die Sitte herausgebildet, daß das gemeinsame Gebet besteht aus einer nicht endenwollenden Kette von allen möglichen Gebeten und Vaterunsers. Gewiß, das sind alles schöne, kräftige Gebete, und all die Vaterunsers sind auch an sich wohl wertvoll; aber durch ein solches Gebet verlieren nachher besonders die Kinder die Freude am Gebet, es wird ihnen langweilig und lästig, und hinterher keiten sie dann wohl gar nicht mehr.

Darum solltest du als Priesterin der Familie einmal drangehen und das Familiengebet umgestalten, es kürzer machen und einheitlicher, daß es wirklich eine kurze Andacht wird wie in der Kirche, ich glaube, ihr würdet hinterher viel mehr Freude daran haben. Weißt du, was ich täte an deiner Stelle? Ich nähme den Katechismus, den die Kinder in der Schule gebrauchen; da steht vorne ein einfaches, schönes Familiengebet drin; und das täte ich einführen als euer Familiengebet, nichts mehr und nichts weniger. Bald könnt ihr es auswendig, und alle sind zufrieden damit. Und was die Hauptsache ist: wenn deine Kinder einmal groß sind, so sind sie daran gewöhnt, daß ihnen das Gebet ein Herzensbedürfnis ist, und wenn sie in der Fremde sind, so weißt du, daß sie jetzt auch in der Fremde ihr Gebet verrichten wie zu Hause, und möget ihr auch leiblich auseinander sein: im Geiste ist doch die Familie noch eins, weil sie vereinigt ist in Gott dem Herrn.

Oekonomie im Haushalt

Von Ida Barber.

Die Kunst, sich den Verhältnissen anzupassen, mit Wenigem auszureichen, zu sparen, ohne zu entbehren, ist in unserer Zeit des raffinierten Genußlebens, der Selbstüberschätzung, den meisten abhanden gekommen. Die überall ausgegebene Parole „standesgemäß aufzutreten“, verführt zu allerhand törichtem, ganz unberechtigten und unnötigen Ausgaben, die mit dem oft recht karg bemessenen Budget nicht in Einklang zu bringen sind. Vergebens haben Nationalökonomien und Volksfreunde die Mahnung ausgesprochen, zur Einfachheit zurückzukehren, zu bedenken, daß die menschliche Kraft sich schnell abmüht, daß man nicht für den Moment leben dürfe, sondern an Alter, Krankheit, Erwerbslosigkeit denken, mit allen Faktoren rechnen müsse, die erhöhte, unvorhergesehene, aber dennoch unabsehbare notwendige Ausgaben bedingen.

Die Mehrzahl der Menschen, selbst der einsichtsvolleren, lebt gedankenlos in den Tag hinein, von Oekonomie im Haushalte keine Spur, wie unsicher auch die Existenz, wie prekar auch die Aussicht auf eine bessere Zukunft sein mag.

Der Mann nimmt zumeist Anstand, der Frau die rechte Klarheit über seine Verhältnisse zu geben, schildert ihr selbst in ersten Zeiten alles im rosigsten Lichte, — das gute Fräulein lebt gedankenlos in den Tag hinein, sieht nichts oder will nichts sehen, ist glücklich, wenn sie nur standesgemäß Toilette machen, ihr Haus führen — repräsentieren kann. Doch der Ernst des Lebens tritt gar oft mit zwingender Gewalt an die Ahnungslose heran. Im Nu zerfallen dann die goldenen Luftschlöffer, die sie gebaut. Nun heißt es, sich den Verhältnissen anpassen, sparen, berechnen, einteilen, mit Wenigem viel erreichen, der Oekonomie im Haushalte zur Geltung verhelfen. Das „Wie“ ist den vermögenden, an kein ernstes Denken gewöhnten, wirklicher Tätigkeit entfremdeten Frauen oft recht schwer; indes das Leben ist ein strenger Mentor und verlangt, daß man sich seinen Diktaten unbedingt füge. Da gilt es zunächst Ausgaben vermeiden, die man ehemals für unumgänglich notwendig hielt, auf Vergnügungen zu verzichten, die man mit seinem Lebensinhalt identifiziert und „last not least“ die seither nutzlos vergeubete Zeit verwerten! Es gibt Frauen, die im angeborenen Pflichtgefühl sehr leicht den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen verstehen, andere wieder, die in kindlicher Unbeholfenheit nicht aus noch ein wissen, ihr Unglück beklagen, den Mut völlig sinken lassen, und dadurch dem ohnehin in derartigen Lebenslagen arg herabgestimmten Mann eine wahre Last werden.

Wo Mann und Frau einander gleich bei Eingehen der Ehe mit Wahrheit begegnen, einig in dem Bestreben, den Verhältnissen entsprechend zu leben, die Ausgaben beraten, wird, selbst bei geringem Einkommen, jene Ordnung und Behaglichkeit im Haushalte platzgreifen, die der Ausgangspunkt wahren Familienglücks sind. Letzteres ist aber nicht denkbar, wo die Verhältnisse nicht geordnet, die Ausgaben größer als die Einnahmen sind. Da legt gar bald die Sorge die eiskalte Hand auf die glühendste Liebe, da tritt das Gespenst der Not in das mit allem Komfort ausgestattete Heim und läßt Stülck für Stülck den Weg ins Leihamt finden. Die Prosa des Lebens ersticht zumeist jede ideale Auffassung, erstaltet nur zu oft die brennendste Liebe, ertötet weisevolle Regung. Tausende und Aber-

tausende führen, von Not und Sorgen gedrückt, veratet ein Leben, das kaum menschenwürdig genannt werden kann! Und doch! Wie leicht wäre es ihnen, in etlichen Epochen ihres Daseins gewesen, sich über sich selbst zu erheben, der Sorgen ledig zu werden, in neue Bahnen einzulenken, einen Notgroschen zurückzulegen.

Unsummen gehen hinein, jahraus durch die Hände der Frauen und werden in vollständiger Unkenntnis ihres Wertes verausgabt. Gedankenlos wird noch in unzähligen Haushaltungen, in denen man sich die Ergebnisse der modernen Wissenschaft nicht nutzbar zu machen versteht, dahin gewirtschaftet. Man vergißt, daß unsere Zeit andere Anforderungen an Zeit und Arbeitskraft stellt, daß die Frau nicht mehr wie ehemals ihr Vergnügen darin finden darf, den Vormittag am Herd zu verbringen, daß sie bedacht sein muß, „Time is money“ — ihre Zeit zu verwerten, daß fernerhin unser bleichsüchtiges, entnervtes Geschlecht einer kräftigeren Nahrung bedarf, einer Nahrung, die nicht nur den Magen füllt, sondern ihm gerade die Stoffe zuführt, die sich leicht und schnell verdauen lassen, eine gute Blutbildung bewirken, und zur Erhaltung und Kräftigung des Organismus beitragen.

Die Oekonomie der Küche ist unendlich vielen Frauen noch ein Buch mit sieben Siegeln. Verstünden sie es, den Kochprozeß rationell zu überwachen, bei der Wahl der Speisen, die auf den Tisch kommen, darauf Bedacht zu nehmen, daß all das, was die Ernährung fördert, in richtiger Mischung in den Topf kommt — wahrlich das ganze Heer der Magenkrankheiten, der Bleichen und Entkräfteten würde schwinden, man würde teure Ärzte- und Apothekerrechnungen, Badereisen und Brunnenkuren ersparen, und sich gesund und glücklich fühlen, ledig all jener Schmerzen, die oft nur durch eine ungewöhnliche Kost hervorgerufen werden.

Es gibt Familien, in denen der Hausarzt eine ganz unbekannte Größe ist, andere, in denen er jahrein, jahraus zu tun hat. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich behaupte, daß in den letzteren die Hausfrau entweder wenig von Küchenchemie versteht oder sich wenig um den Kochprozeß kümmert, daß aber in den Familien, in denen man den Hausarzt nicht kennt, das Gegenteil der Fall ist.

Kranksein kostet viel Geld, raubt Zeit, verstimmt, altert. Wer sich auf die rechte Oekonomie im Haushalte versteht, darf nicht nur dabei verharren, sich zu einem Spargenie auszubilden. Wichtiger, als die Kunst des Sparens ist die Kunst, sich und den Seinigen jenen undefinierbaren wertvollen Schatz zu erhalten, den wir Gesundheit nennen. Gesundheit ist die Quelle alles Segens, echter Schaffensfreudigkeit, froher Laune, gedeihlichen Wirkens.

Jene Summen, die zur Erhaltung und Kräftigung der Gesundheit ausgegeben werden, sind nie verloren. Es ist eine ganz falsche Oekonomie, da Entsagung zu üben, wo es gilt, Körper und Geist zu kräftigen. Jedes Lebensjahr, das sich der sterbende Mensch erhält, ist ein Kapital. Das Lebenslicht erlischt gar oft nur zu schnell; die Flamme will genährt und unterhalten sein, so auch die Lebenskraft. Wir hören oft, daß Leute, die es dem Anscheine nach gar nicht nötig haben, Gebirgsreisen machen, auf dem Lande, an der See leben, Bäder besuchen usw., doch würden wir sehr wohl gehen, wollten wir darnach urteilen, daß sie mit der Oekonomie auf gespanntem Fuße leben. Sie gehen im Gegenteil sehr ökonomisch zu Werke, wohl wissend, daß, was sie für Erhaltung ihrer Gesundheit ausgeben, zehnfach Zinsen trägt und ihnen Jahre echten Glücks und Wohlfühlens sichert.

Viel, sehr viel liegt, wo es sich um die ökonomische Richtung im Haushalte handelt, in den Händen der Frau. Sie kann mit Wenigem viel erreichen, kann, wenn sie das Wenige stets richtig und zweckentsprechend verwertet, Glück und Segen den Ihrigen sichern, im entgegengesetzten Falle aber den Ruin der Familie herbeiführen.

Nur zu oft hören wir von Bankrotten, Defraudationen, von Selbstmorden und Geistesstörungen, die dadurch eingetreten, daß man der Oekonomie im Haushalte nicht die rechte Pflege zuwandte. — „Sparen, ohne zu entbehren“, genießen, ohne zu verschwenden, ist eine große Kunst, die, richtig geübt, mehr wert ist, als ein ansehnliches Kapital und deren Studium all denen empfohlen sei, die die ihnen geschenkte Spanne Zeit in rechter Weise sich und den Ihrigen zum Segen ausleben wollen.

Erziehung zur Einfachheit

Wer von allen Menschen ist der zufriedenste? Die Antwort kann nur lauten: Jener Mensch, der die wenigsten Bedürfnisse hat. Bedürfnislos und bescheiden, das sind zwei Eigenschaften, welche wir an den Menschen von heute vermissen. Unsere Jugend wächst heran mit einer Menge von Bedürfnissen. Das sind eine Anzahl von Dingen, woran man sie von frühester An die Tüfken selbst erinnert noch lebhaft die prachthvolle Kindheit gewöhnte, und deren sie im späteren Leben nicht mehr zu enttaten vermögen. In früheren Zeiten wuchsen die Kinder heran, ohne daß man sich allzu viel um sie gekümmert hätte. Auch so nur ist es zu erklären, daß Familien eine so zahlreiche Nachkommenschaft ernährten und erziehen konnten. Heutzutage wird mit den kleinen Rängen viel zu viel Aufhebens gemacht. Der Säugling schon ist der Mittelpunkt, um den sich der ganze Haushalt dreht, und welcher oft das ganze Haus in Atem hält. Es ist lobenswert, wenn man einem Kinde die größte Sorgfalt angedeihen läßt und seinen Werdegang peinlich überwacht. Alles, was dem kleinen Wesen zu seinem Gedeihen erforderlich ist, muß selbstredend beschafft werden. Aber da ist so vieles unnötig, was Geld kostet und ganz gut weggelassen werden könnte. Ich will nur einmal von der Ausstattung eines jungen Weltbürgers reden.

Die zärtliche Mutter möchte ihn am liebsten ganz in Spitzen hüllen. Wie reich verziert wird die Wäsche hergestellt! Es ist heutzutage kein großer Unterschied mehr zwischen dem Kinde des Arbeiters und jenem des Fürsten. Die Leute, welche es einigermaßen machen können, schaffen für ihre Nachkommenschaft das Schönste und Beste an. Erstens ist es der Luxus, welcher mit Leib- und Bettwäsche getrieben wird, zweitens die oft kostbare Ausstattung des Kinderwagens, ohne den es heutzutage ja keine Säuglinge mehr gibt. Vom hygienischen Standpunkte aus lassen sich

manche Bedenken gegen das Fahren des Kindes aussprechen, besonders wenn es sich um eine ungeschickte Fahrerin handelt. Da kann man ja oft beobachten, wie die Kleinen in rasendem Tempo auf schlecht gepflasterten Straßen geschoben werden. Gut für solch zarten Organismus, wie es jener des Säuglings ist, wird das gewiß nicht sein. Aber man hat ja auch Gummiräder! Der Kleine hat zuerst einen Schiebewagen zum Liegen, alsdann ein Sitzwägelchen und als Nr. 3 den Sportwagen. Das ist so eingeführt, daß sich der Hausherr schon gar nicht mehr wehrt, für die drei Kinderwagen, von welchen zwei unnötig sind, das Geld herzugeben.

Dies sind ja auch noch Dinge, welche schließlich gebuldet werden können. Verwerflich aber ist es, das Kind von vornherein mit Spielzeug zu überschütten. Schon an dem Liegewägelchen des ganz kleinen Kindes befestigt man alle möglichen Dinge. Da sind kleine Kletteraffen, welche vom Dache herunterbaumeln, Kesseln, Glöckchen, nach welchen die Händchen haschen lernen sollen. Gummispielzeug gibt man ins Bettchen, und zum Ueberflusse gibt man die Puppe mit Musikwerk, wenn das Kind nicht ruhen will. Das sind so die ersten Anfänge, und jede Altersperiode weist wieder andere Spielzeuge auf. Die Industrie ist beflissen, alljährlich für den Weihnachtstisch eine epochenmachende Neuheit oder gleich mehrere für unsere Jugend herzustellen. Mit allem, was nur guter Geschmack und Kunst zu erzeugen vermögen, werden die Kinder beschenkt. Ein Weihnachtstisch zu feiern, kostet dem Hausvater unzähliges Geld. Hat er dafür auch den richtigen Dank? O nein! Da heißt es später: Willy hätte lieber das oder jenes gehabt! Ella möchte ihr Spiel gegen etwas anderes umtauschen!

Die modernen Kinder mäkeln an allem herum. Einmal schenkte eine befreundete Dame dem Töchterchen von Bekannten „Hildebrand-Schokolade“. Daraufhin bemerkte die Kleine: „Tante, kennst du Gala-Peter denn nicht? Diese Schokolade ist doch jetzt so berühmt.“ Das Kind war erst 8½ Jahre alt! Was soll man zu solchen Kindern sagen, welche so grenzenlos verwöhnt heranwachsen, daß sie sich gar nicht mehr recht kindlich freuen können? Der Sinn für das Kleine geht ihnen ganz ab, sie können sich nicht mehr daran genügen lassen. Nur nach allem, was Geld kostet und sein ist, steht ihr Begehren.

So ist es auch mit der Kleidung, welche nach der neuesten Mode sein muß. Welches Kind trägt heutzutage die „ausgewachsenen“ Sachen von älteren Geschwistern noch auf? In der Stadt kaum ein einziges mehr. Da ist das Auge so verwöhnt, daß der Junge schon seine Garderobe vom besten Schneider haben muß, wegen des eleganten Schnittes. Das kleine Mädchen kommt wie ein Prinzchen daher in düstigen, weißen Toiletten, welche so mühsam und kostspielig instand zu halten sind. Verblendete Eltern, welche ihre Kinder zu Gigerln und Modepuppen anziehen! Auf den äußeren Schein wird alles gerichtet, und von Innerlichkeit ist nichts zu finden! Ein oberflächliches Wesen, ein herzloser Egoismus ist das Resultat dieser Kindererziehung. Darin liegt eine große Gefahr für das spätere Leben, und darin liegt der Hauptgrund so vielen Unglücks.

Diese Kinder, welche mit so großen Ansprüchen heranwachsen sind, fühlen sich unzufrieden, wenn ihnen das Leben nicht hält, was sie sich davon versprochen. Eine häufige Erscheinung ist es, daß recht verwöhnte Kinder später in mißliche Verhältnisse geraten. Sie können nicht mehr auf dem großen Fuße leben, wie sie es gewöhnt waren. Aus ihnen entstehen die Unzufriedenen und Verbitterten, welche sich nirgends mehr wohl fühlen können. Die meiste Schuld tragen daran aber — die Eltern.

Jeder gewissenhafte Vater und jede gute Mutter, welche es mit ihrem Kinde wohl meinen, sollten es zur Einfachheit erziehen. Nicht überhäufen mit Geschenken, nicht überjätigen mit Genüssen, damit der junge Mensch bedürfnislos und genügsam heranwächst! Ein einfach erzogener Mensch wird an das Leben keine allzu großen Ansprüche stellen und deshalb viel eher seine Betriedigung finden. Wer sich noch am Kleinen erfreuen kann und keiner Kostbarkeiten bedarf, für den hat die Erde immer noch etwas, das dazu bestimmt ist, ihn glücklich zu machen!

Mechels Dusch

Eine Westerwaldgeschichte von Jakob Schönbberger.

(Fortsetzung.)

Wie der Name entstanden, was er bedeutet, das wußte kein Mensch. Aller Welt war er bekannt als „Mechels Dusch“. Er hatte auch eine vornehme Beschäftigung, auf die er nicht wenig stolz war. Das war das „Amt“ eines Glöckners in der Kapelle. Ein armer Anwohner hatte dieses Amtes jahrelang gewaltet für ein geringes Entgelt. Seit seinem Tode hatte unser Dusch es übernommen, ohne daß es ihm behördlicherseits übertragen worden wäre. Man ließ ihn gewähren, da man so die Vergütung sparte. Wer ihn aber auch an der Ausübung dieser Beschäftigung hätte hindern wollen, der würde das Unterfangen mit seinen gesunden Knochen bezahlt haben; denn er besaß die Riesenkraft seines Vaters. Wenn sein Gang sonst schleppend und die Haltung schlapp war, da er den Kopf stets tief gebeugt hielt, waren Gang und Haltung auf diesen „Amtsgängen“ stolz und selbstbewußt. Das leuchtende Auge verriet die helle Freude, die seinen Busen schwelte. Oft dehnte er diese „Amtsstunden“ ungebührlich lang aus, sobald die Geschwister in begreiflicher Besorgnis ihn suchten und nicht wenig staunten, wenn sie ihn in tiefen Betrachtungen versunken, zum Dachfenster hinaus nach seinem lieben Glöcklein blicken sahen. Eine rührende Anhänglichkeit ließ sich kaum denken. Manchmal kletterte er in heißem Begehren seine Arme nach ihm aus. Es kostete die Schwester ihre ganze Ueberredungskunst, ihn aus dieser gefährlichen Stellung herunterzubringen, sonst gehorchte er willig jedem ihrer Wink.

Seit den letzten grauenvollen Ereignissen war der Besitzer des Glöckchens in bezug auf die Bewirtschaftung des Gutes vollständig ausgeschaltet. In den Maßzeiten war er nie da; er aß immer allein. Er hatte sich ganz auf den Schaffhandel geworfen. Da war er nun meistens draußen. Seine Schapherde ging ihm über alles. Dann aber war er

auch ein leidenschaftlicher Jäger. Alles übrige schien spurlos an seinem Geiste vorbeigegangen zu sein. Sein Charakter wurde auch nicht gebessert durch die Gesellschaftskreise, in die er durch den Schafhandel gekommen war. Man sah ihn oft wochenlang mit den zweifelhaftesten Elementen verkehren. Er kam infolge dieses Handels mehrermale im Jahre bis nach Paris. Eines Tages war er geriebenen Gaunern in die Hände gefallen, wobei er seine ganze Schafherde und noch eine bedeutende Summe Geldes einbüßte. Als er eine neue Schafherde bilden wollte, wehrten sich die nun schon erwachsenen drei Kinder mit aller Entschiedenheit gegen die Neueinrichtung dieses Geschäftes; denn es hatte nicht nur nichts eingebracht, sondern noch große Summen verschlungen. Zum erstenmal seit Jahren ließ der Bauer seinem Temperamente noch einmal die Zügel schießen. Da steht plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, der Blödsinnige vor ihm, hält seine Fäuste ihm vor die Nase, und seiner Kehle entringt sich ein unartikulierter Schrei. Der Bauer ist blaß vor Entsetzen geworden und eilt feige hinaus. Dann umarmt Joseph seine drei Geschwister der Reihe nach und liebkost sie, wie er das auch in früher Jugendzeit zu tun pflegte; denn er war stets ein zärtlicher Bruder gewesen.

Von einem als habfüchtig bekannten Nachbar hatte Michel gegen einen enorm hohen Zinsfuß ein Kapital von beträchtlicher Höhe erhalten. Seine Kinder protestierten in der entschiedensten Weise dagegen; aber an der vollendeten Tatsache war nichts zu ändern. Dieser unselbige Handel verschlang auch dieses Kapital wieder. Die trübsten Aussichten für die Zukunft der Kinder eröffneten sich hier. Das Vermögen der Familie geriet auf eine schiefe Ebene; der Ruin war unvermeidlich.

Der Bauer bildete sich eine Schafherde, welche die größte in der ganzen Gegend war. Aus dem Fährjornigen war nun ein Prahler geworden. Hatte die frühere Leidenschaft die Ruhe der Familie gestört, so vernichtete die neue ihr Vermögen. Drei Jahre darauf wurde bei dem Nachbar, der ihm das Geld geliehen, eines Nachts eingebrochen und gestohlen. Außer dem baren Gelde wurden auch die Wertpapiere mitgenommen. Unter diesen befand sich auch der Schuldschein des Michel. Das Geld hat der Nachbar nie wieder erhalten; die gestohlenen Papiere fand man am anderen Tage hinter der Kapelle, nur der Schuldschein des Hannespitter war nicht dabei. Wäre er nicht um diese Zeit gerade in Geschäften in Hannover gewesen, so hätte sich der Verdacht, den Schuldschein an der Kapelle gefunden und vernichtet zu haben, auf ihn gelenkt. So fand man keine Erklärung für das räthselhafte Verschwinden des Scheines. Der Dieb konnte ihn nicht mitgenommen haben; denn das Schriftstück war für ihn gerade so wertlos wie auch die übrigen Papiere, die er weggeworfen und unter denen sich auch noch Schuldscheine befanden, allerdings mit kleinen Beträgen.

Als nach 14 Tagen Michel zurückkam, berichtete ihm der Nachbar das Vorgefallene und bat ihn zugleich, ihm einen neuen Schuldschein auszustellen. Damit war Michel einverstanden. Der Akt sollte vor dem Landoberschultheiß getätigt werden. Wegen eines unausschießbaren Geschäftes, das Michel in Wiesbaden abzuschließen hatte, mußte die Regelung der Angelegenheit noch um acht Tage verschoben werden.

Während dieser Zeit hatte sich Michel die Sache anders überlegt. Er konnte ja da mit einem Male ein Bombengeschäft machen, wenn er die Schuld leugnete oder erklärte, er habe in den letzten drei Jahren so ausgezeichnete Geschäfte gemacht, daß es ihm möglich geworden sei, die Schuld nach und nach abzutragen. Der Gedanke beschäftigte ihn auf dem langen Wege von Limburg nach Hause, und war, als er um 12 Uhr nachts an der Kapelle stand, zum Entschlusse gereift. Zunächst suchte er den Nachbar hinzuhalten. Gelang ihm das, so sagte er sich, für längere Zeit, dann wurden damit die Aussichten auf ein Wiederfinden des Schriftstückes immer geringer, und dann durfte er das Aeußerste wagen. Ein halbes Jahr lang verstand er es unter allerlei nichtigen Vorwänden seine wahren Absichten zu verbergen und den Nachbar zu täuschen. Als er ihn auch noch eines Tages wegen seines guten Rechtes verspottete, da war dessen Geduld doch erschöpft. Er klagte auf Zahlung der Schuldsomme. Vor Gericht versicherte Michel unter Eid, daß er die Schuld abgetragen und den Schuldschein zurückerhalten habe. In demselben Augenblicke brüllt jemand im Zuschauerraume das Wort „Schuldschein“ nach. Alles ist starr vor Schrecken geworden. Den Michel aber schien ein Blitzschlag getroffen zu haben. Mit starrem Blick im totenblaffen Angesichte, mit schlotternden Knien und weit aufgespreiztem Munde steht er da, als er an dem Echo die Stimme seines eigenen Sohnes Joseph erkennt. Der Gendarm, der den Störer verhaften wollte, wurde von ihm über die Brüstung des Sitzungsraumes vor den Tisch des Richterkollegiums geworfen. Bis man sich von diesem neuen Schrecken erholt und der Gendarm seine schmerzenden Glieder gerieben, war Dusch schon im Walde, der in der Nähe von Balmers lag. Hinter diesem Gebüsch blieb er liegen, bis am Abend sein Vater vorbeikam. Dann schrie er wieder mit furchtbarer Stimme: Schuldschein. Da rennt Michel davon, als ob der leidenschaftliche Teufel hinter ihm wäre. Der übermäßige Alkoholgenuss vollendete das noch in seinem Gehirn, was die Angst geboren. Die Furcht vor dem hinter ihm hertrabenden Sohne steigerte seine Schnelligkeit bis zum äußersten. Wie zwei Leuchende und stuhende Lokomotiven rauchten sie bis zur Kapelle, wo der Vater hinfiel und bis zum andern Morgen liegen blieb. Eine Strecke von 2½ Stunden hatten die beiden im Lausfritt zurückgelegt. Als sich die Nachricht im Dorfe verbreitete, Michel sei ohnmächtig an der Kapelle gefunden worden, vernahm man kein Wort des Mitleids, und man war allgemein der Ansicht, eine natürliche Todesart sei eigentlich ein Widerspruch in seinem Dasein.

Seit diesem Tage war es mit dem Selbstbewußtsein des Michel dahin. Schon wich er jedem aus. Vor seinem Sohne fürchtete er sich wie vor einem Gespenst. Erblickte Joseph ihn, so schrie er ihm auch wie die Postume des letzten Gerichts das Wort „Schuldschein“ in die Ohren. Das war noch nicht das Schlimmste; schlimmer für ihn war

der Gedanke, daß dieser Sohn, den er zum Vermögen der Menschen gemacht, zum Werkzeug Gottes ausersehen sei.

Im Hause des Michel war auch ein Mädchen aus Heferskirchen als Magd beschäftigt. Es war eine herb-sinnliche, etwas eitle, aber doch fleißige und brave Person. Auf diese hatte Hannespitter ein Auge geworfen. Seine Neigung blieb auch nicht unerwidert, da sich das törichte Mädchen blenden ließ von dem Gedanken, die Frau des reichen Bauern in der ganzen Gegend zu werden. Auch hatte er ihr versprochen, nach der Heirat die Kinder aus dem Hause zu entfernen. Als man ihr auch noch von allen Seiten von einer Verbindung mit diesem Menschen abriet, da glaubte das eitle Geschöpf, man sei neidisch. Es dauerte kein halbes Jahr, da erfolgte schon das Aufgebot in der Kirche. Die Trauung sollte in der Kapelle stattfinden. An dem festgesetzten Tage sieht man die beiden im Brautstate zur Kapelle gehen. Weber von den Bewandten des Bräutigams noch von denjenigen der Braut ist jemand mitgegangen. Zwei bekannte Schnapsbrüder von Sainerholz sind als Trauzeugen erschienen. Kaum haben sich die Brautleute am Altare niedergesetzt, da stürmt plötzlich Dusch herein, packt die Braut auf seine kräftigen Arme und trägt sie an den nahen Bach, wo er sie in einer tiefen Stelle desselben niederlegt. Als sie sich aus diesem „unfreiwilligen Bade“ herausgearbeitet hat, eilt sie mit ihrem durchnähten Brautstate spornstreichs auf dem kürzesten Wege nach Heferskirchen zu ihren Eltern. Ihre Eitelkeit war durch dieses Vorkommnis derart verletzt, daß sie durch nichts in der Welt zu bewegen war, nochmals zur Trauung zu erscheinen. Die beiderseitige Verwandtschaft war wie von einem Alp befreit. Diese gestörte Trauung hat nicht nur damals, sondern auch viele Jahre nachher noch die Nachbarn der dortigen Landbewohner in Bewegung gesetzt. Zahlreiche Versuche, die Braut zu einem zweiten Traugange zu bewegen, waren vonseiten des Bräutigams gemacht worden. Eines Tages kommt er von einem solch vergeblichen Gange zurück. Er will auch seiner Herde noch einen Besuch machen und geht geradeaus durch den Wald und sieht durch eine Lichtung Joseph mit dem Hirten in eifrigem Gespräch zusammensitzen. Hinter den beiden befindet sich eine dichte Dornhecke. Er kann also unbemerkt herankommen, besonders, da der Hund sich an der entgegengesetzten Seite der Herde befindet. Als er endlich an seinen Beobachtungsposten gekommen ist, bemerkt er, daß sein Sohn ein ziemlich vergilbtes und vergriffenes Schriftstück auf den Knien liegen hat und mit den Fingern fortwährend darüberfährt wie ein Blinder, der seine Blindenschrift liest. An dem unteren Teile des Papiers wird dieses Streichen öfters wiederholt. Dann ergreift er die Hand des Hirten, dessen Finger auch über das geliebte Schriftstück gleiten müssen. Dieses Manöver wird noch öfters wiederholt und bei der jedesmaligen Beendigung desselben brüllen beide zusammen: „Schuldschein“.

Den Lauscher befällt ein Bittern. Als beim letzten „Gang“ das Wort „Schuldschein“ ertönt ist und im Walde sein Echo gefunden, da bricht ihm der Angstschweiß heraus. Er vermag sich kaum zu rühren, so ist ihm die Angst in die Knieer gefahren, und er verläßt schleunigst den Ort der unheimlichen Entdeckung. Das Schriftstück konnte nach seiner Meinung nichts anderes als der verlorene Schuldschein sein. Um jeden Preis mußte er es sich zu verschaffen suchen. Mit Gewalt war es nicht zu erlangen; denn einen solchen Versuch würde er mit seinem Leben bezahlen haben; das verhehlte er sich nicht. Den Schäfer durfte er nicht fragen, weil er dann einen Ahnungslosen zum Nachdenken veranlaßte. Von dem Inhalte des Schriftstückes verriet der zwar nichts, da er weder lesen noch schreiben konnte. Das war ja klar, Joseph hatte ein sicheres Versteck für dieses Kleinod. Der Bauer beschloß deshalb, ihn auf Schritt und Tritt zu beobachten. Das war beinahe ebenso schwierig, und gefährlich, als auch einem Löwen oder Tiger auf der Fährte bleiben. Im Freien gab es wohl nicht leicht ein Blätschen, das sich zum Gewahrsein für ein Stück Papier eignete, da hier doch immer mit einer größeren oder geringeren Feuchtigkeits zu rechnen war. Der derzeitige Zustand des Schriftstückes bewies auch, daß es an einem trockenen Orte aufbewahrt wurde. Die Kapelle war der Lieblingsaufenthalt Josephs, und die bot Eden und Winkel genug, um etwas den Blicken der Mitmenschen zu entziehen. Michel hatte sich schon verschiedene Male seinem Sohne nachgeschlichen, wenn dieser zur Kapelle ging. Joseph verschloß nun jedesmal die Türe hinter sich, sodaß es seinem Vater unmöglich war, ihm ins Innere des Gotteshauses zu folgen.

Diesen Entdeckungsgängen gab sich Michel in den nächsten zwei Jahren mit einem solchen Eifer und einer solchen Ausdauer hin, die geradezu bewundernswert war und einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Er machte in dieser Zeit tausendmal die ganze Scala der Besorgnis um sein eignes Leben und der Furcht vor der Entdeckung des Schuldscheines vonseiten des Nachbarn durch. Kam sein Sohn nur auf ihn zu, dann zitterte er schon für sein Leben; wenn der Nachbar nur einige freundliche Worte mit Joseph wechselte, dann glaubte er ganz bestimmt, der wolle durch besondere Freundlichkeit den Schuldschein zu erlangen suchen. Diesen neuen Sport — den öfteren Besuch der Kapelle — glaubten seine Angehörigen und Nachbarn als ein Erwachen des Gewissens, als den ersten Schritt zur Besserung deuten zu dürfen.

Eines Mittags hat Joseph die Türe zur Kapelle nur angelehnt, sodaß noch ein Spalt offen bleibt, durch den man einen Teil der Kapelle bequem übersehen kann. Mit nervösem Bittern lehnt Michel an dem Türpfosten und schaut durch die schmale Öffnung in die Kapelle. Sein Blick schweift über die linke Seite des Innern bis zu der Statue der hl. Apollonia, die ungefähr vor dem Altare steht. Von seinem Sohne, der das von der Mitte der Decke herunterhängende Glodenseil zieht, erblickt er nur einen Teil. Das Glöcklein schallt vom Dache herunter ins stille, friedliche Tälchen und mahnt die Bewohner zum Niederlegen der Arbeit und zum Gebete. Dem Tone des Glöckleins hatte man auch einen Text untergelegt. Man sagte, es rufe: „Brod Wessig!“ Wessig heißt Mollen; der Sinn des Ausdrucks ist also folgender: Tut Broden in die Mollen!

(Schluß folgt.)